



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ludwig-Dohm, Max: Sturm : Roman : (Zweite Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Mit der umgürte sich niemand als Waffe, wer kritisch gegen eine Kunst zu Felde zieht. Denn sie ist Leben und will vom Leben gerichtet sein.

Wer sie mit der Theorie zerfezen will, findet meist nur ihre Maske, die die schelmische ihm hinterlassen hat.

Sie selbst ist ihm lächelnd längst entwichen.



Sturm

Roman

Von Max Ludwig Dohm

(Zweite Fortsetzung)

Am gleichen Tage, der den deutschen Maler und Naturapostel Madelung in das Herrenhaus von Borküll führte, empfing Paul von der Borke am Bahnhof von Villefranche an der Riviera seinen Studienfreund Wassiljew.

„Als er sich anschickte, mit ihm hinunter in die Stadt in seine Wohnung zu gehen, wehrte der Russe ab:

„Bleiben wir im Freien! Ich will Sie allein haben. In Ihrem Laboratorium treffen wir Menschen.“

„Ja, wenn Sie mir wirklich nur zwei Stunden schenken wollen?“

Kurz entschlossen wandte er sich nach rechts zu dem Bahnübergang und führte seinen Gast in den Schatten der Olivengärten, die sich den Berg hinauszogen.

Aber auch das schien dem Russen nicht zu gefallen: „Offen gestanden — ich hatte mir das eigentlich anders gedacht, Pawel Alexandrowitsch!“ sagte er. „Sie vergessen, daß ich einen ganzen Tag gefahren bin — dritter Klasse in italienischen Eisenbahnwagen! Nun schleppen Sie mich für die paar Stunden hier auf die Berge, daß einem der Atem vergeht, Sie unverbesserlicher Naturfer! Dabei ist's halbe Nacht — ich brech mir noch alle Knochen entzwei . . .“

Paul von der Borke wies den Pfad hinan: „Sehen Sie dort die weiße Wand zwischen den Oliven? Das ist unser Ziel! Da Sie nun einmal keine Lust hatten, in meinen Bau zu kommen, scheint mir dieser Bummel hier herauf das beste zu sein. Sie können sich in der ländlichen Kneipe besser ausruhen als in irgendeinem Café. Kein Mensch wird uns stören, und, wenn Sie noch der Alte sind, werden Sie mir doppelt dankbar sein. Nirgends an der ganzen Riviera gibt es einen so reinen Wein wie bei Großmutter Farina. Der und ihre Enkeltochter Angélique werden Sie für die kleine Strapaze belohnen!“

Doktor Wassiljew blieb stehen: „Was hör ich? Pawel Alexandrowitsch hat Augen für das andere Geschlecht bekommen? Nun bin ich aber wirklich neugierig!“

Als die beiden Freunde wenige Minuten später, tief aufatmend auf dem Felsenvorsprung standen, brummte der Russe gut gelaunt in seinen buschigen Bart:

„Es sei Ihnen vergeben!“

Tief unter ihnen lag eine leuchtende Welt.

Auf den Kriegsschiffen im Hafen von Villefranche flammten verschiedenfarbige Signale auf. Ein mächtiger Panzer nahte sich vom Meere und schnitt in die dunklen Wogen seine silberne Bahn. Die roten und blauen und grünen Lichter des verankerten Geschwaders, die sich eben noch ruhig im Wasser gespiegelt hatten, gerieten in zitternde Bewegung.

„Was für ein Feuerwerk man Ihnen zu Ehren abbrennt, Doktor!“ sagte Paul von der Borke. „Blicken Sie um sich! Dort die Perlenkette sind die Lichter der Promenade des Anglais in Nizza, und hier zur Linken sehen Sie Monte Carlos nächtliche Aureole. Da — erkennen Sie das massige Gebäude, das der Scheinwerfer jetzt aus dem Dunkel holt? Der alte Kasten ist unser Laboratorium, ein Stück Rußland auf französischem Boden. Da sitze ich nun schon drei Jahre lang am Mikroskop und habe alle eure Politik darüber vergessen.“

„Ähnlich wie ich in Rom bei meinen Plänen und Rissen. Bis man eines schönen Tages daran erinnert wird. Ah! Wissen Sie, daß ich mir in all den Jahren im Grunde doch immer wie ein Fahnenflüchtiger vorgekommen bin? Und die Stellung in Petersburg habe ich eigentlich nur angenommen, um als Russe wieder meine Pflicht zu tun. Leute wie wir, modern, aufgeklärt, mit unseren Ansprüchen auf Freiheit, nicht nur der Wissenschaft, sondern überhaupt der Weltanschauung, die werden zu Hause gebraucht. Einfach da sein gilt es. Unsere bloße Anwesenheit ist ein Bollwerk gegen die Finsternis.“

„Mensch!“ Paul von der Borke schlug seinem Gast korbial auf die Schulter. „Heute sollten Sie wirklich mal ihr Sorgenbündel absetzen. Sie mögen recht haben, Sie haben ganz gewiß recht, aber verbüßern wir uns doch nicht die paar Stunden, die Sie mir schenken können. Kommen Sie, — ist denn niemand da: Angélique, ma petite mouche, wo steckst du? Bringe uns Wein und Obst und Käse!“

Paul hatte es zur Tür der kleinen Buvette hineingerufen. Aus der Küche antwortete eine helle Stimme: „Subito, subito!“ Die Freunde setzten sich auf die Bank vor dem Häuschen in die Nacht der Weinlaube und warteten schweigend auf das Bestellte.

In den Blättern über ihnen regte es sich geheimnisvoll. Nachtfalter raschelten mit schwirrenden Flügeln, und Millionen Lichter erwachten in dem unermesslichen, blaue dunklen Luftraum vor ihnen. Von ihrer Bank aus schien

es, als sei jede menschliche Wohnstätte unter ihnen im Meer versunken. Zeit- und raumlos flogen sie durch den leuchtenden Äther hin, berauscht von dem Bewußtsein, teilzunehmen am Wandel der Sterne.

„Was sind wir? Atom oder Welt?“ fragte Paul, die Stille unterbrechend.

„Verirrte sind wir! Schwärmer, Phrasenmacher, Genußmenschen, Egoisten, Verbrecher, Verräter!“

Der Russe war aufgesprungen und hieb mit den Fäusten den Akzent zu seinen Worten in die Luft.

Paul lächelte schmerzlich. Der Ausbruch klang mistönend hinein in die wundervolle Stimmung dieses milden, südlichen Abends.

Da nahen sich leichte Schritte, und der Schein eines Windlichts verlöschte mit einem Schlag das Bild der Welten draußen. Eine andere, eng umgrenzte war dafür aus dem Dunkel gezaubert. Sie ging nicht weiter, als der Kerzenschein reichte, aber sie bot Farben und Schönheit genug zum Ersatz.

Außer dem Windlicht trug Angélique ein wahres Stilleben guter Dinge auf ihrem Tablett. Rubinrot leuchtete der Wein in der langhalsigen Flasche, goldene Orangen, tiefblaue Trauben, braune Feigen, ins Grün der Weinblätter gebettet, türmten sich neben einer saftigen Schnitte gelben Käse. Knuspriges Weißbrot lag dabei. Aber mehr als diese frugalen Leckerbissen lenkte das Mädchen selber das Auge auf sich.

„Kraffawiza!“*) murmelte Wassiljew. Aus seinem schwarzen Bart blitzten die weißen Zähne in wohlgefälliger Überraschung.

Mit heiterer Anmut begrüßte die Wirtstochter ihre Gäste.

„Ich habe Ihnen doch meinen Freund bringen müssen, ma petite amie,“ sagte Paul von der Borke.

Das Mädchen setzte ihr Tablett ab. „Sicher auch ein Russe!“ meinte sie, und während sie sich die schwarzen Haare aus der Stirn strich, sahen ihre sanften grauen Augen den Fremden ruhig an.

„Alle Russen blicken ernst! Aber das mögen wir gerade. Deshalb haben wir uns ja mit Euch verbündet. Wir ergänzen uns so gut!“

Wassiljew lachte: „Auch eine politische Begründung!“

„Also trinken wir auf unser Bündnis!“ Paul schenkte ein, und das Mädchen nippte an dem Glas, das ihr der Russe ritterlich darbot. Sie lachte hell auf, als er die Stelle suchte, die ihre Lippen berührt hatten: „Fröhlich sein, steht Ihnen auch gut!“

Ihr heiteres Geplauder bewirkte, daß die Wandlung, die sich in der Stimmung des Russen vollzogen hatte, anhielt.

Paul von der Borke beobachtete die beiden. Worte sind Schall und Rauch, dachte er in Erinnerung an die leidenschaftliche Selbstanklage, die eben noch unter dieser Laube in die Welt hinausgeschleudert wurde.

*) Eine Schönheit!

Die drei waren des scherzhaften Gespräches, das sie wie ein heiteres Ballspiel dort oben festhielt, noch lange nicht überdrüssig, als eine zänktische Weiberstimme der fröhlichen Sitzung ein Ende machte.

„Die Großmutter ruft, ich muß in den Stall und füttern!“

Angélique sprang auf und stimmte mit lebhaften Worten in das Bedauern der Freunde ein.

— Man ging.

Auf dem Heimweg, den ihnen die rotgoldene Kugel des aufgehenden Mondes erhellte, sprachen die beiden noch lange von dem fesselnden Reiz des Mädchens.

„Es ist das Produkt der Rassenkreuzung hierzulande,“ erklärte Paul. „Wie in ihrer Sprache, zeigt sich auch in ihrem Äußeren die Mischung von Italienischem und Französischem.“

„Ein anthropologischer Fingerzeig, den wir uns merken sollten,“ war Wassiljew's Meinung. „Mir scheint, dieses Mädchen übertrifft an Geist und körperlicher Schönheit ihre beiderseitigen Vorfahren. Sie bedeutet eine Aufbesserung der Rasse.“

Das Problem der Hinaufzüchtung des Menschen gab die Anregung zu einer lebhaften Erörterung.

„Denken Sie an Ihre baltische Heimat, Pawel Alexandrowitsch, an die ängstliche Absperrung der Deutschen von der Urbevölkerung. Wer weiß, ob die Konflikte, die jetzt Ihr Land erschüttern, so stark hätten werden können, wenn der Rastengeist der Gesellschaft nicht so ängstliche Distanz vom Volk gehalten hätte!“

„Und die Kultur?“ brauste Paul auf. „Glauben Sie, daß wir je so weit gekommen wären, wenn sich das Deutschtum nicht fest zusammengeschlossen hätte?“

„Ach — das berühmte Wort von der baltischen Kultur!“ Wassiljew lachte. „Pawel Alexandrowitsch, Hand aufs Herz! War sie in ihrer Isolierung stark genug, um dem Tschinownik standzuhalten? Hat sie der russische Beamte nicht in wenigen Jahren über den Haufen gerannt?“

„Es wird sich zeigen, daß sie lebt!“ sagte Paul mit Nachdruck.

„Wenn sie klug genug ist, sich das Volk zu gewinnen. Und da hätten wir eben wieder die Forderung der Rassenmischung. Glauben Sie mir! Die Kultur der Zukunft ist ohne das Volk undenkbar.“

„Lassen wir diese Hypothesen!“ Paul beendigte das Thema in schroffer Ablehnung.

Sie kamen jetzt in die engen Gassen der alten Stadt, in denen das lebendige Treiben eines südlichen Feierabends herrschte. Die vielfältigen Geräusche der Straße machten eine weitere Unterhaltung unmöglich. Das war gut, denn Paul hatte Mühe, seine Verstimmung zu verbergen.

Wassiljew aber ging träumend dahin, ohne seiner Umgebung die geringste Beachtung zu schenken. Er kümmerte sich weder um die bunten Auslagen der Händler, noch um das Gewimmel der Menschen, die sich an ihnen vorbeiz-

drängten. Wettergebräunte Seeleute zogen in Reihen vorüber, neckten die Mädchen und zeigten sich zu Reibereien aufgelegt.

„Sie sind ja gar nicht hier, Wassiljew!“ sagte Paul. „Ihre Seele wenigstens ist längst in Rußland.“

„Der Leib wird auch bald da sein! In einer halben Stunde geht mein Zug. Sie dürfen mir nicht böse sein! Aber ich muß das schlechte Gewissen los werden. Nein — bitte begleiten Sie mich nicht! Ich habe mein Gepäck auf dem Bahnhof und werde den Weg schon finden. Leben Sie wohl, Pawel Alexandrowitsch! Eines Tages werden Sie mir recht geben.“

Mit langen Schritten eilte der Freund davon. „Es ist vielleicht das beste,“ dachte Paul, ihm nachsehend. „Er ist und bleibt der exaltierte Russe! Im Grunde werden wir uns immer fremd bleiben!“

Er hatte sich auf das Zusammentreffen mit dem alten Studienfreund ehrlich gefreut. Aber jetzt fühlte er sich geradezu erleichtert, als er wieder allein war. Er wollte es nicht wahr haben, daß ihn Wassiljews Worte beunruhigten und in der Tiefe seiner Seele doch ein leises Echo geweckt hatten.

Nein — er hatte die Freiheitsträume der russischen Jugend nie geteilt. Das kommunistische Ideal der russischen Revolutionäre war ihm geradezu unsympathisch. Seine Wissenschaft liebte er nicht zum wenigsten deshalb, weil ihm die stille Arbeit im Laboratorium der Berührung mit allen Streitfragen des Tages überhob.

In dem alten Klostergebäude, in dem der russische Staat auf französischem Boden ein zoologisches Laboratorium unterhielt, hatte der junge Gelehrte auch seine Wohnung. Bevor er zu ihr hinaufstieg, machte er noch einen Gang durch die Arbeitsräume. In den großen Bassins schwamm das Ergebnis des letzten Fanges, das Paul einer kurzen Sichtung unterzog. Aber das Interesse an der Arbeit fehlte ihm heute. Er fühlte sich müde und abgesehen. Das beste war, er suchte sein Zimmer auf und vertiefte sich in irgendein Buch.

Unter der eingelaufenen Post, die ihn hier erwartete, fand er einen Brief aus Ostland. Er trug den Poststempel „Sternburg“ und zeigte die Schriftzüge Ediths von Wenkendorff.

In der unharmonischen Stimmung, in der er sich befand, sah er den Brief nicht mit der Freude, die er sonst empfunden hätte. Er zögerte deshalb, ihn aufzuschneiden und setzte sich unschlüssig und finster in seinen Sessel, um hier, wie es seine Art war, seine Gefühle unter die Lupe zu nehmen und ihren Zusammenhängen nachzugehen.

Seine Kusine Edith von Wenkendorff war der einzige Mensch in der Heimat, an den er gern zurückdachte, verbanden ihn mit ihr doch lichte Jugenderinnerungen. Trotz ihrer gegensätzlichen, von Kind an auf praktische Betätigung gerichteten Art, hatte sie stets Interesse für Pauls wissenschaftliche Neigungen gehabt und stand auf seiner Seite, wenn ihn die anderen alle wegen seiner Sammelmut verlachten.

Gute Kameraden waren sie gewesen und es trotz der räumlichen Entfernung voneinander geblieben. Aber eine Bemerkung in Ediths letztem Brief hatte einen leichten Schatten auf dieses schöne Verhältnis geworfen.

Er hatte ihr von Angélique und seinen häufigen Besuchen in der romantisch gelegenen einsamen Buvette erzählt. War sein Brief wirklich so schwärmerisch ausgefallen, daß Edith ein Recht hatte, ihn zu verspotten?

„Nun, können wir es uns erklären, weshalb Sie nicht einmal im Sommer mehr den Weg in die Heimat finden . . .“ hatte sie geschrieben und die kränkenden Worte hinzugefügt: „Auch sie sind also ein echter Borke!“

Ein echter Borke — das sollte nichts anderes heißen, als daß nun auch in seinem Leben das weibliche Geschlecht jene Rolle spielte, die den Borkes so oft zum Verhängnis geworden war.

Lächerlich! Die Bekanntschaft mit Angélique und ihrem schattigen Felsenest stammte erst aus dem Frühling und war nur eine angenehme Zugabe zu den Momenten, die ihn bestimmt hatten, die Riviera auch im letzten heißen Sommer nicht zu verlassen.

Wenn Billefranche in Sonnengluten brütete, so wehte da oben immer ein frischer Wind. Und wenn sich Paul von der Einsamkeit bedrückt fühlte, die in seiner Arbeitsstätte herrschte, weil die Kollegen alle in kühlere Regionen geflohen waren, dann fand er in den Plauderstunden mit dem aufgeweckten Mädchen leicht wieder den notwendigen Zusammenhang mit dem Leben, den er — was er gern zugab — bei der steten Beschäftigung mit den abstrakten Theorien seiner Wissenschaft häufig genug verlor.

Aber wie tat die Ruhe wohl! Bei den unerquidlichen Zuständen im Vaterhause bedeutete eine Reise nach Borküll für seine Nerven eine Strapaze, von der er noch jedesmal bedrückt und unfroh zurückgekehrt war. Wußte denn das Edith nicht? Wenn er sich auch noch niemals darüber ausgesprochen hatte, so erwartete er doch von ihrem Feingefühl, daß sie sich seine Entfremdung von der Heimat richtig deutete. Ja — wenn er auf Sternburg hätte wohnen dürfen, wo der alte Wenkendorff mit seinen drei Töchtern ein Leben voll fröhlicher, erfolgreicher Arbeit führte! —

Mein Gott — hatte er in seinem Alter nicht Anspruch auf Freude und Jugend? Und das war es, was er da oben fand. Deshalb vergaß er die alte Freundschaft noch lange nicht!

Was für ein Gefühl hinderte ihn heute, wo er den kurzen Besuch seines Freundes mit einer Einkehr bei der alten Farina verbunden hatte, Ediths Brief zu lesen?

Als er vorhin Angélique von Waffiljens Kennerblick geschätzt und bewundert sah, hatte er dieses flüchtige Gefühl gehabt, daß er auch dieser Gabe des Lebens gegenüber, wie bisher immer, der Theoretiker geblieben war. Zum erstenmal wollte ihm als ein Mangel erscheinen, was ihm als pflichtmäßige Erfüllung eines Grundsatzes galt: die Bekämpfung jeder Impulsivität, deren gefährliche Wirkung er in seiner Familie genugsam erfahren hatte.

Wie blitzte es in beider Augen, als Wassiljew die Stelle des Glases suchte, die Angélique's Lippen berührt hatten. So hatte sie ihn selbst noch nie angesehen!

Ja — hatte er es denn bisher vermist? Dann würde Edith seine Stellung zu dem Mädchen also richtiger beurteilt haben als er selbst?

Er griff nach dem Brief. Während er die kräftige, charakteristische Schrift betrachtete, sah er im Geist die Gestalt der Schreiberin vor sich, wie sie vor drei Jahren Abschied von ihm genommen hatte.

Auf der Station war es gewesen, wo er den Petersburger Zug erwartete. Gerade als er vom Wagen stieg, kamen die drei Wenkendorffer Damen über die Stoppeln gesprengt — Edith und Ebba auf zwei Rappen edelsten Blutes, mehrere Längen hinter ihnen die kleine Evi. Sie hatte Tränen im Auge vor Mut über den schwerfälligen Trott ihres wohlgenährten Falben. Edith beugte sich von ihrem hochbeinigen Gaul herab und reichte Paul die Hand:

„Ich sah den Vorküller Wagen und habe mit Ebba gewettet, daß wir noch vor dem Zug ankommen würden. Vergessen Sie uns nicht in Ihrem Sonnenland, Herr Better. Und halten Sie Wort — schreiben Sie mir mal!“

Aus dem Rupeeisenster sah Paul die drei Reiterinnen den Sturzacker hinantraben. Oben auf der Höhe wendete die erste und stand als schwarze Silhouette gegen den Himmel. Sie winkte mit einem Taschentuch. War es Edith gewesen?

Wie damals wallte es jetzt warm und zärtlich in ihm auf. Nein — mochte Angélique anlachen, wen sie wollte. Es beunruhigte ihn nicht. Wohl aber spürte er in diesem Augenblick Unruhe in dem Gedanken an das zukünftige Verhältnis zwischen ihm und seiner Kusine.

Sie war in dem Alter, wo junge Mädchen, wenn sie hübsch und vermögend sind, sich zu verheiraten pflegen.

Wenn Edith von Wenkendorff eine Ausnahme machte, so kam es nur daher, weil ihr Leben auch jetzt schon mit Pflichten und Aufgaben ausgefüllt war. Ihr Vater hatte aus ihr eine regelrechte Landwirtin gemacht, die ihm allmählich eine männliche Hilfe bei der Verwaltung des Gutes ersetzte. Da aber ihre weibliche Anmut dabei keinen Schaden genommen hatte, so machte sie ihre weithin im Land bekannte Tüchtigkeit erst recht zu einer begehrenswerten Partie. Und eines Tages mußte es wohl wahr werden, daß sie einem ihrer vielen Bewerber die Hand reichte.

Paul schnitt die Vorstellung dieser Möglichkeit ins Herz. Ihrer ganzen werkfröhlichen Art nach schien ihm Edith allerdings bestimmt, eine Gutsherrin zu werden, nicht eine Professorengattin, die sie bestenfalls dereinst sein würde, wenn sie sich zu einer Ehe mit ihm entschließen könnte.

„Es wäre eben doch eine Stilwidrigkeit!“ sagte sich Paul und verspottete sich selbst in der Vorstellung, daß er Edith einen Antrag machen müsse, wenn er jemals seinen Traum verwirklicht sehen wollte.

Dabei mußte man sich ja wohl zu einem Kniefall entschließen und in beredten Worten seine Liebe erklären?! Ein peinliches Unternehmen!

Das Endergebnis seiner Selbstbetrachtung war frostige Resignation. Er nahm das Papiermesser und schnitt Ediths Brief mit aller Sorgfalt auf. Er hatte keine Scheu mehr vor ihm, der aus zwei engbeschriebenen Bogen bestand:

Sternburg, 27. September 1905.

Lieber Vetter!

Längst war ein Brief von Ihnen fällig. Daß er nicht eintraf, deute ich mir als Strafe für meine Bemerkung über Ihre Beziehungen zur hübschen Angélique. Wenn ich Ihnen heute trotzdem und ausführlicher als sonst schreibe, so brauchen Sie das nicht als Ausdruck von Reue zu nehmen.

Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen über die außergewöhnlichen Dinge zu berichten, die bei uns im Land und in Ihrem Vaterhaus vorgehen, denn, wenn sie auch auf den Revaler Beobachter abonniert sind, so gewinnen Sie doch kaum ein richtiges Bild daraus.

Streiks sind auch bei uns keine neue Erscheinung, und Brandstiftungen kamen ebenso wie gelegentlich Raubankfälle im Walde vor. Die Presse redete etwas zu voreilig von „Revolution“. Aber jetzt hat es wirklich den Anschein, als sollte sie auch unser Estland in Flammen setzen!

Zwar verlief der Septembertermin in Reval wie üblich. Steife Visiten bei alten Tanten, Routs, Einkäufe, Bälle: das Ereignis war natürlich wieder der Aktienball. Wie immer wiegten sich Estlands Edelräulein im Kerzenlicht der alten Kandelaber — ein Feld von bunten Blumen in der Sommerluft — doch herrschte eine ganz besondere Stimmung: die Ballgespräche waren weniger banal als früher und, wie sehr die Jugend auch geneigt war, die Ereignisse auf die leichte Achsel zu nehmen — sie gruselte sich doch etwas. Das alte Ritterblut wurde in den Kavaliereu wach, und ihr wortreicher Mut berauschte uns zarte Mädchen mehr als alle galanten Huldigungen.

Auch bei den alten Herren löste diesmal der Champagner nicht die hergebrachten Witze und Anekdoten aus. Es war fast mehr eine politische Versammlung als eine Ballgesellschaft. Soviel ich bemerken konnte, hatten die Zuversichtlichen die Oberhand. Sie fühlen sich sicher unter dem Schutz des Militärs, der uns vom Gouverneur zugesagt ist. Baron Schleddehausen teilt ihre Meinung nicht. Er war mit schweren Befürchtungen aus Petersburg gekommen. Meinem Vater gegenüber ließ er sich offen aus. „Wir kämpfen gegen zwei Fronten,“ sagte er. „Die eine davon ist versteckt, und mir scheint, von ihr droht uns die größere Gefahr!“ Sie werden die Worte verstehen, Vetter! Sind wir nicht die Stiefkinder unseres geliebten Väterchens? Auch die Toaste beim Souper standen unter dem Eindruck der letzten bewegten Wochen. Papa richtete an die Jugend des Landes in seiner knorrigen Art ganz famose Worte. Die Ehrfurcht vor ererbten Überlieferungen dürfte uns nicht den Blick trüben für die Forderung der neuen Zeit. „Schlagen wir Tore in die Mauern, die uns vom Volke trennen, so werden wir am besten verhüten, daß sie gewaltsam niedgerissen werden.“

Ich fürchte, Papas Ansichten fanden den allgemeinen Beifall nicht. Ich sah manche alte Tante ihre spitze Nase rümpfen. Schledehausen dagegen entfesselte einen wahren Sturm der Begeisterung. Er appellierte an die Solidarität des Deutschtums und erinnerte an die historische Führerschaft des baltischen Adels.

Aber Sie wollen jetzt sicher auch etwas über Vorküll hören. Und da will ich mit unserer Meinung nicht hinter dem Berge halten: es ist dort nicht alles wie es sein sollte. Verwalter Kirsch macht wieder einmal von sich reden. Er hat sich zum Septembertermin tolle Sachen geleistet. Natürlich war er, wie immer wenn er in der Stadt ist, betrunken und soll sich im Estnischen Klub zu wüsten Brandreden gegen die Deutschen verstiegen haben. Nach einer Schlägerei wurde er vermundet ins Hospital geschafft. Dort liegt er seit drei Tagen, und Papa sorgt sich um euer Vorküll, das nun ganz ohne Aufsicht ist. Der alte Maddis, Ihr bewährtes Faktotum, hat doch nicht Überflucht genug, um alles in Ordnung abzuwickeln. Und die Baronin und Ihre Schwester Mara sind zu wenig orientiert in dem komplizierten Betrieb, auch leben beide dank ihren Neigungen zu wenig in der Wirklichkeit. Mara namentlich ist immer mehr ein Büchermurm geworden, und ihre hypermoderne Weltanschauung hat ihr allen praktischen Sinn genommen. Gräfin Emerenzia Schildberg aber, Ihre würdige Tante, bringt mit ihren Gebetstunden und ihrer Befehlungsmut das ganze Tagewerk auf dem Hof in Unordnung. Unser guter Pastor Tannebaum ist nicht sehr erbaut von dieser Seelenfischerei, die seine Herde nachgerade konfus zu machen beginnt. Kurzum: die Anwesenheit des Herrn ist dringend nötig. In diesem Sinne wollte Papa auch schon an Ihren Vater schreiben. Aber wenn er jetzt wieder in Monte Carlo ist, können Sie ja selbst mit ihm reden. Schlimmstenfalls müßte eben Wolff Joachim Urlaub nehmen. Übrigens fehlte er diesmal beim Septembertermin. Er ist sehr vermisst worden.

Obba hat ihre alte Not mit Evi. Fräulein Schneider, die Gouvernante, konnte mit dem Kinde nicht mehr fertig werden. So haben wir sie gehen lassen und hoffen, daß das Mädchel im nächsten Jahre in der Schweizer Pension etwas Schliff bekommt. Sie ist noch gräßlich ruppig. Den geschlagenen Tag strolcht sie mit Förster Sandberg im Wald herum. Seitdem er ihr ein weißes Eichhörnchen gebracht hat, besitzt er vollends ihr ganzes Herz. Das Tierchen wird allgemein wie eine Art Wunder angestaunt. Sternburgs Glück nennens die Leute. Und merkwürdigerweise war unsere Ernte die beste der letzten zehn Jahre. Aber jetzt Schluß! Gerade eben höre ich die neue Dreschmaschine heranwalzen. Ich muß auf den Hof, lieber Doktor, und sicher warten auch auf Sie irgend welche sonderbare Lebewesen, die Sie unter Ihre Lupe nehmen wollen.

Leben Sie wohl, und hoffen Sie mit uns, daß sich alle Wolken von unserem baltischen Himmel verziehen mögen.

Ihre Edith Wentendorff.

(Fortsetzung folgt)